

Grete Vivius:

Ernös Tagebuch

Aufzeichnungen eines Dreijährigen

Zeitungsmeinung: Vor einigen Tagen wurde auf die chirurgische Klinik in Debregin ein Dreijähriger eingeliefert, der nach dem Befund des leitenden Arztes als abnormal entwickelt und überreif bezeichnet wird. Ein operativer Eingriff ist nötig, um das Kind wieder zum Kind zu machen. Der ausgebildete Schädel untercheidet sich kaum von dem eines Erwachsenen, ihm entsprechen auch die geistigen Fähigkeiten und Interessen, was sich namentlich im Instinktleben des Knaben äußert und ersäuernde Grotesken zeitigt.

Mezőkövesd, den 3. Dezember 1935.

Nach ein Jahr führe ich nun dieses Tagebuch. Meine Mutter schenkte es mir zum letzten Weihnachtsfest. Ich bin jetzt drei Jahre und zwei Monate alt. Ich muß gestehen, daß mich die Welt bisher sehr enttäuscht hat. Allzuviel habe ich mich zwar noch nicht in der Fremde getummelt, aber das, was sich in meiner nächsten Umgebung abspielt, rechtfertigt meine pessimistische Einstellung zum Leben. Da ist die Ehe meiner Eltern. Wirklich, ein unerfreuliches Kapitel. Jeder geht seine Wege. Papa hat unzählige Freundinnen, Mama ebensovielen Mäxchen. Beide können sich absolut nicht daran gewöhnen, daß ich bereits erwachsen bin; (ebenso wie Bözzi, mein Kindermädchen, die übrigens bemerkenswert schöne Beine hat. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit kneife ich sie in die Waden.) Bözzi ruft immer: „Wo biste denn, Kleiner, komm doch her!“ Dabei stehe ich in meiner ganzen Größe vor dieser Person. Vergebens suche ich ihr Klar zu machen, sie solle auf gleich und gleich mit mir verkehren und die läppische Redeweise unterlassen. Es gelingt mir nicht. Und wie gesagt, bei Papa und Mama ist es dasselbe.

Zum Beispiel: ich sitze nach Tisch im Klubstempel und rauche meine Zigarette, die ich mir jeden Tag aufs neue schwer erkämpfe. Mama hat sich in ihr Boudoir zurückgezogen zu einem Nickerchen. Diesen Augenblick benützt Papa, um mit seiner Freundin Minka zu telefonieren. Minka ist Schauspielerin am Stadttheater. Groß, dick und wenig reizvoll. Ich verstehe Papas Geschmack nicht. Was Frauen anlangt, sind wir sehr verschieden. Papa ist aber in seine Minka schwer verhasst. „Täubchen“, sagte er gestern wieder zu ihr, nachdem er vorher an der Tür gehorcht hatte, ob Mama schon schnarcht. „Täubchen, du sollst das Diamanten-Kollier haben. Wieviel kostet es denn?“ — Pause. Papa schäme die Spunde wegzubleiben. Dann: „Fünftausend Pengö? hm.“ Papa atmete schwer. Schließlich: „Gut, Minka, gut. Du besorgst es zu Weihnachten, mein süßer Schneck, mein Puzilam. Ob ich allein zu Hause bin? Aber ja. Nur der Kleine sitzt in einem Eckchen und sieht sich sein Bilderbuch an. Ach wo, der hört nicht hin. Und wenn, was versteht so ein dreijähriger Schlingel davon. Puzilam, wenn ich in der

Fabrik fertig bin, komm ich zu dir. So gegen fünf, ja? Und bitte, zieh den nitgrünen Py an, mit dem tiefen Rückenanschnitt.“ — Papa hat den Hörer aufgelegt. Ich blättere weiter in meinem Bilderbuch. Wo, ich hab gar nichts verstanden. Alter Knacker, denke ich, als Papa das Zimmer verläßt, nicht ohne mir vorher einen väterlichen Kuß auf die Stirn zu drücken. Dabei setzt ihm die Minka Hörner auf nach Strich und Faden. Bözzi hat es neulich in meiner Gegenwart unserer Köchin Mariška erzählt. Die Bözzi aber wiederum ist mit dem Stubennäd-

lacht. Ich selbst liebe Bözzi und kenne ihren Körper besser als alle anderen. Zieht sie sich doch jeden Abend unbefangen vor mir aus! Ach, diese ganze Komödie der bürgerlichen Liebe, Ehe und Moral. Wenn ich denke, daß das immer so weiter gehen soll. Und rings um mich, in unserem Freundes-, Verwandten- und Bekanntenkreis sieht es nicht anders aus.

6. Dezember.

Gestern nachmittags waren wir bei Professor Fekete, dem berühmten Psychiater und Chirurgen, zum five o'clock tea. Der Professor ist ein sehr sympathischer Mann, eine Frau ist eine Piese. Man sagt aber, sie habe sehr viel Geld gehabt und dadurch ihrem Mann die Gründung von allerlei Laboratorien und einer Klinik zu Forschungszwecken ermöglicht. Professor Fekete interessiert sich sehr für mich und unterhält sich stets lange mit mir, wo wir uns auch begegnen. Mit seiner Frau kann ich mich nicht unterhalten. Sie ist zu dumm und redet von nichts anderem als vom Kochen, Kindern und Kleidern. Pinkepinke muß sie wirklich genug mitgebracht haben. Die ganze Einrichtung hat natürlich ein Innenarchitekt besorgt. Möbel, Teppiche, Bilder, Porzellan, Vasen, Silber, alles äußerst stilvoll zusammengestellt. In jedem Raum Blumen — Pflanzen. Unsere Villa wirkt dagegen, sowohl innen wie außen, direkt pöbelig. Allerdings — bei der Bewirtung geht es durchaus nicht so verschwenderisch zu. Wir geben älteren und besseren Cognak zum Tee, und Papas Zigaretten ziehe ich ebenfalls denen des Herrn Professors vor. (Er selbst raucht aber im stillen Kämmerlein höchstwahrscheinlich die gleiche gute Sorte wie Papa.)

Es ist zum Lachen: mir wollten sie zuerst gewürzlose „Säuglingskost“ vorsehen. Ich mußte kindisch zu schreien beginnen, ehe man mir Tee mit einem ordentlichen Schuß Rum servierte. Wenn ich nicht energisch protestiert hätte, wäre ich von einer alten Tante, einer entsetzlich vertrockneten Jungfer, an die Brust — oder vielmehr das, was sie so dafür ausgab — genommen worden. Als sich endlich alle vollgestopft hatten mit Sandwiches, Pralines und Likören, begannen sie „Konversation“ zu machen. Sie erzählten von ihren Reisen und Erlebnissen. Die Frau Professor sagte, sie bringe das Frühjahr immer in Ägypten. Im vorigen Jahr sei sie in Florida gewesen, aber da habe es ihr nicht besonders gefallen. Im übrigen sei sie für ein stilles, bescheidenes Leben. Sie weise am liebsten in ihren Gärten und Treibhäusern. Kunststück, dachte ich, wenn man gerade aus Amerika oder aus Afrika zurückgekommen ist.

Ich sah mir die ganze Gesellschaft der Reihe nach an. Sie waren alle rund und wohlgenährt. Die Schauspielerin Minka, die auch da war, hatte den größten Buien von allen Frauen. Wenn sie Mamas Blicken begegnete, lächelte sie stets zuckersüß. Sicher aber sagte die eine von



Troßdem!

Ein Jahr verfließt im Strom der Zeit —
Ein Jahr ertrinkt in Not und Leid,
Am fernen Himmel blüht kein Licht,
Troßdem! Ist unser Weg auch weit,
Endlos, Genossen, ist er nicht!

Ein Jahr entflieht — von Not umgellt,
Der Hunger zieht durch seine Welt,
Ihn hilft kein freundlich — fatted Wort,
Und doch —: Was war, zerbricht, zerfällt,
Was kommt, wirkt in die Zukunft fort!

Der Glocken Ruf wird Hammer Schlag!
Wer Leben schuf, erfüllt den Tag!
Ein neues Jahr! Wir treten ein —
Wenn Ihr nur wollt, wird Sarkophag
Dies Jahr für alle Feinde sein!

G. D.



den der Minka befreundet. Ja, ja, in so einer kleinen Stadt wie Mezőkövesd, spricht sich eben alles leicht herum.

Und Mama? Kein Haar ist diese Dame besser. Meine Eltern sind einander würdig. Mama zählt bereits achtunddreißig Jahre, ihr Liebhaber jedoch nur einundzwanzig. Er ist Student an der landwirtschaftlichen Hochschule und hofft, durch Mama später mal einen Posten in unserer Fabrik zu erhalten. Papa besitzt nämlich eine der größten Fabriken Ungarns. Sie produziert landwirtschaftliche Maschinen. Der Student Emmerich schläft nur aus Berechnung mit meiner Mama. Arme Mama! Manchmal tut sie mir direkt leid, und ich würde gern freundschaftlich mit ihr darüber reden. Aber ich sehe jetzt schon das Bild vor mir, wie sie mich empört verhaut. Na, sie wird ja sehen, was sie von dem Lümmel hat. Jedenfalls — Emmerich stellt der Bözzi genau so nach wie Papa; auch wenn ich dabei bin, lassen sie sich gar nicht föhren. Sie denken eben, ich merk's nicht. Haben die 'ne Ahnung. Außerdem leide ich Qualen der Eisern-

der anderen innerlich: „Du Nas!“ Am untersten Tischende saß der Student Emmerich. Er fraß wie ein Scheuendrescher und redete so gut wie gar nicht. Wahrscheinlich war er froh, daß Mama ihm die Einladung verschafft hatte, und daß er sich mal wieder ordentlich satt essen konnte. Er blickte gar nicht vom Teller hoch. Mama betrachtete ihn manchmal zärtlich-traurig. Er hat schönes schwarzes Haar, das muß man ihm lassen. Mama wird schon grau an den Schläfen und macht sich bereits etwas übertrieben auf jung. Sie nimmt entschieden zu viel Rouge. Bössi nimmt niemals Rouge, auch keinen Puder. Sie hat eine Haut wie ein Pfirsich.

Als sie nicht mehr wußten, wovon sie reden sollten, begann einer von der „Krise“ zu sprechen. Nun klagten alle und sagten, wie sie sich einschränken müßten und wie schwer sie es hätten. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich fragte: „Wenn es euch so schlecht geht, wie könnt ihr da immerfort reisen und Gesellschaften geben und so schöne Kleider tragen und so vielen Schmutz?“ Bei dem Wort Schmutz sah ich Nonta fest an, denn sie hatte das neue Diamantenkollier von Papa um, es flimmerte, daß einem die Augen weh taten. Die Leute lachten mich alle aus. Nonta nahm mich auf ihren Schoß — sie duftete penetrant nach Moschus — und erklärte mir: „Das verstehst du noch nicht, du süßer Nange. dazu bist du noch zu klein.“ — In der Tat, das verstehe ich wirklich noch nicht, aber sicher wird es dann auch viele Erwachsene geben, die das nicht verstehen können. Zuletzt langweilte ich mich schauerhaft. So was von Dummheit und Vorniertheit auf einem Hausen. Ohne Kognak hätte ich es nicht bis zum Schluß ausgehalten. Papa und Mama merkten gar nicht, daß ich mich aus Verzweiflung regelrecht bestrant. Sie waren zu sehr mit ihren Flirts beschäftigt.

9. Dezember.

Ein sonderbares Erlebnis! Ich muß es eintragen. Gestern früh schneite es, und Papa und Mama beschloßen, mit mir einen Autoausflug zu machen. Papa ließ den Chauffeur zu Hause und steuerte selbst. Natürlich kam, was ich erwartet hatte. Nämlich — eine Panne. Mitten auf der Landstraße konnten wir nicht weiter. Papa hob den Deckel vom Kühler hoch. Suchte und suchte. Doch er fand den Fehler nicht. „Laß mich mal nachsehen, Papa“, meinte ich. Papa lachte. „Was verstehst du schon davon, du Dreiklasehoh.“ Ich zuckte die Achseln. „Na dann nich.“ Dabei wußte ich genau, woran es lag. Die Zündkerzen hatten sich ein bißchen gelockert. Der Schlosser, den Papa dann aus dem nächsten Dorf holte, bestätigte es.

Inzwischen fiel immer mehr Schnee. Mama fror schrecklich, trotz ihrem dicken Pelz. Wie empfindlich doch solch ein verzärteltes weibliches Wesen ist. Eine Bauersfrau, die vorbeikam, die stiepe auf dem Rücken und die Hände unbehandschuh, bot uns an, in ihrem Hause zu warten, bis das Auto wieder in Ordnung sei. Wir liefen eine halbe Stunde, bis wir dort waren. In dem Haus, eigentlich eine Hütte, gab es nur einen Raum. Da war alles drin: Kinder, Schweine, Hiegen, Hühner, Hunde und Katzen. Kinder zählte ich allein zehn Stück. „Wie lustig ist es hier“, rief Mama und katzte in die Hände. Ich hätte sie verprügeln mögen. Doch ich schwieg und dachte mir mein Teil. Wie kann man nur so oberflächlich urteilen. Ein Viehd gemügte, und ich erkannte sofort, daß den Bewohnern dieser elenden Hütte gar nicht lustig zu Mute war. Nichtig. Der Bauer begann Papa bald sein Herz auszuschnitten. Er klagte über die schlechten Zeiten. Mama meinte: „Sie haben

aber viel Milch, Butter und Eier. Da brauchen Sie doch mit Ihrer Familie nicht zu hungern.“ Der Bauer lachte böse auf. „Ich muß alles verkaufen, Butter, Eier, Fleisch und Milch. Für die Kinder bleibt nichts. Kaum ein Tropfen Milch. Und es wird mir obendrein sehr schlecht bezahlt. Mir schien, als ob diese Leute mehr Grund zum Stöhnen hätten als jene neulich beim Professor Fekete. Papa setzte seine würdigste Miene auf: „Ja, ja, das macht alles die Wirtschaftskrise.“ Väterlich! Ich weiß ganz genau, woher die Not bei uns in Ungarn kommt. Es liegt nur an der ungerechten Bodenverteilung. Ein paar Großgrundbesitzer haben alles, und die Masse der Bauern hat nichts. Ich glaube, Papa weiß das auch. Doch er hütet sich wohl, es zu sagen. Und Mama — Mama braucht das natürlich nicht zu wissen. Dafür ist sie ja eine „mondäne“ Dame. Zum Kosen!

18. Dezember.

Heute habe ich mir was Schönes eingebrot. Ich bin noch ganz aufgeregt. Ich schreibe mitten in der Nacht. Bössi schläft tief und merkt nicht, daß ich die Nachtlampfen angezündet habe. Also: des morgens kommt Papa zu mir ins Zimmer, gutgelaunt, wie immer, wenn er am Abend vorher bei Nonta war und sagt: „Du kannst mich heute in die Fabrik begleiten. Je früher du den Betrieb kennen lernst, der dir später gehören wird, um so besser.“ Ich hatte nichts dagegen. Ich freute mich sogar. Ich interessiere mich außerordentlich für Maschinen. Wir gingen gegen zehn Uhr in die Fabrik und traten einen Rundgang an, begleitet vom ersten Direktor und dem Oberingenieur. Die Maschinen gefielen mir sehr, aber die Menschen, die sie bedienten, gefielen mir gar nicht. Sie waren so blaß und betrachteten mich finster. Auch redete man allerlei hinter unserm Rücken, was ich leider nicht verstehen konnte. Aber ich fühlte instinktiv: es war nichts Gutes.

Nachher fand eine Konferenz statt, an der ich auch teilnehmen durfte. Allerdings mußte ich mich wie gewöhnlich in eine Ecke setzen. Das ist nun mal mein Schicksal. Trotzdem paßte ich gut auf und ließ mir kein Wort entgehen. Um den Konferenzisch saßen alle Direktoren und Ingenieure der Fabrik. In der Mitte thronte Papa. Später klopfte es an die Tür, und zwei ältere Arbeiter traten herein. Sie trugen ihre Mühen in der Hand. Sie sagten Papa, sie müßten mindestens zwei Filler Lohnzulage pro Stunde haben. Sonst könnten sie nicht existieren. Papa jammerte. Das wäre unmöglich, das sei sein Kuhn. Die Männer mit den Mühen in der Hand preschten die Lippen zusammen. Aber ihre Blicke schienen mir sehr verächtlich. Auch ich sah verächtlich auf Papa. Wie kann ein Mann nur so jammern, sich so drehen und winden. Schließlich sehten die Arbeiter mit Mühe und Not einen Filler Lohnzulage pro Stunde durch. Da packte mich die Wut. Ich sprang auf, ging geradewegs auf Papa zu und schrie empört: „Papa, ich finde dein Benehmen äußerst schäbig. Ein Filler, das ist zu wenig. Sieh doch, diese Männer! Wie blaß und verhungert sie sind. Wenn du der dicken Nonta ein Diamanten-Kollier für 5000 Bängö schenken kannst, dann kannst du auch den Arbeitern zwei Filler Lohnzulage geben. Jetzt weiß ich, warum die Leute so schlecht aussehen und warum sie so finster sind. Nein, damit du's nur weißt: ich will die Fabrik einmal nicht haben.“

Da aber hagelte es schon von rechts und links tüchtige Ohrfeigen. Papa nahm mich beim Kragen, schleppte mich in sein Privatkontor und brüllte, während er mir die Hosen herunterzog und den blanken Hintern versohlte: „Du frühreifer Aff, jetzt habe ich aber genug von deiner

Dem Jahr, das ging...

Das Jahr war grau,
war eins der vielen grauen Jahre,
die nun so lange schon an uns vorüberziehen,
wir trauern ihm nicht nach an seiner Wahn,
und lassen klaglos es ins Nichts entfliehen,
dies graue Jahr . . .

Dem brachte es Krieg
und jenem keinen Frieden,
dich macht es arbeitslos, mich müd und krank,
der Freuden waren wen'ge nur beschieden
und Wen'gen nur — das Jahr war viel zu lang,
dies graue Jahr . . .

Du hast gehofft, es würde besser werden,
mit jedem Tag, der kam, mit jeder Nacht, die
floh.

Du wünschtest dir ein bestes Los auf Erden,
und vielen andern ging es ebenio.
Doch blieb das Grau . . .

Jetzt steht ihr ratlos da,
was soll man sagen?
Das Jammern hat am Ende keinen Zweck,
die Worte ändern nichts und nichts das Klagen,
der Pfarrer sagt: was euch bestimmt ist, müßt
ihr tragen.

Auch nächstes Jahr? Noch manches Jahr . . . ?

Schert euch nicht drum,
wie schnell kann sich das Ganze ändern,
der Nacht folgt Licht, dem Grau das Morgenrot,
es zuckt bedenklich an der Rede Mäandern,
wer gestern siegte, fühlt sich heut bedroht.

Steht nur zusammen!
Laßt den Mut nicht sinken,
mit Einigkeit troßt man dem stärksten Feind,
wir wollen dieses Glas der „Freundschaft“
trinken,
hier das Gelöbniß: bleiben wir vereint!

Auch nächstes Jahr.
Und alle, die da kommen,
fest sei das Wollen, unser Denken kühn und
frei,
ihr Brüder, denen man das Menschenrecht
genommen,
wir wissen euch im Geist dabei!

Katja.

Raseweisheit, jetzt ist Schluss damit. Paß auf,
was du erleben wirst!“

20. Dezember.

Es ist kurz vor Weihnachten, und darum kann ich wohl bezeichnenderweise sagen: eine schöne Bescherung! Denn jetzt weiß ich bereits, was ich erleben werde. Gleich nach Neujahr soll mich Professor Fekete operieren. Ich habe an der Tür gelauscht, als er bei Papa war. Der Professor sagte, ich sei einer seiner interessantesten Fälle. (Herzlichen Glückwünsch.) Seine Diagnose lautet: Ernd ist physisch und psychisch überentwickelt, besonders die Bildung des Schädels hat Dimensionen ins Anormal-Enorme. Dem entsprechen seine Veranlaungen und Gelüste, seine Fähigkeiten und die sexuelle Reife. (Wenn das Bössi wüßte, ob sie dann so ruhig mit mir in einem Zimmer schlief?) „Aber“, sagte der Professor dann wörtlich, ich habe es mir genau gemerkt, „das alles wäre ja noch nicht so schlimm. Doch Ernd's größte Anormalität ist seine geradezu peinlich-kritische Beobachtungsgabe. Diese aber muß jedem Erwachsenen unserer Gesell-

schaftslehre auf die Nerven gehen." Papa war von Feletes Diagnose begeistert. Kein Wunder... (Nur die Arbeiter in der Fabrik schienen sich über meine „peinlich-kritische Beobachtungsgabe“ gestreut zu haben.)

Na, meinettwegen. Sollen sie mich operie-

ren. Wenn ich doch an diesen Zuständen nichts ändern kann, will ich sie lieber erst gar nicht verstehen und durchschauen. Das Leben, wie es jetzt ist, gefällt mir sowieso schon lange nicht mehr. Vielleicht gefällt es mir wieder besser als dummes und unwissendes Kind...

Besuch im bosnischen Städtchen

Von Božo Lovrić.

Nicht weit vom Rathaus steht der Stall, wo Kühe und Schafe im Sommer gemolken werden. Das brüllt und blökt den ganzen Tag. Dazwischen klingt es in gleichmäßigem Takt: Tidi, tidi, tidi, tidi. Das ist die robuste Poppenfrau Maza, die mit dem Mörser kräftig in den Kupferkessel stampft. Zunderplätzchen macht sie zum Fest des Hauspatrons. Sie wird nicht müde dabei, Gott bewahre, das i' sie gewohnt! Einen vollen Schlauch Wein hat sie diesmal aus dem Keller geholt. Ganz rot ist ihr Gesicht vor Anstrengung, wie ein Truthahn, wenn er sich aufplustert. Aber das Herz geht unbeirrt seinen Gang und schlägt ruhig an wie eine Glode. Was macht ihr das schon aus, wenn sie eben einen Braten verzehrt hat, wie ihn der Selige Selim Beg in seinem Leben nicht zu essen bekommen hat, als er noch die Kopfsteuer im bosnischen Lande einzog!

Vom Rathaus stehen alle Fenster weit offen. Die Frühlingssonne scheint munter in die geräumige Stube und gießt ihr weiches Licht über den Fußboden aus. Der Bürgermeister und die Seinen sitzen und spekulieren gerade über den bevorstehenden Besuch der tschechischen Musiker in ihrem Städtchen.

„Wie nennen sie sich doch?“

„Quartett!“

„Na, schön, „Quartett“, aber wieviel mögen es wohl sein?“

„Was denkst du?“

„Na, nun...“

„Ein tschechisches Quartett...“

„Dummer Kerl, das weiß ich selbst. Aber wieviel es sind, will ich wissen.“

„Das ist nicht leicht zu erraten, solange sie noch nicht da sind.“

„Ob es zwanzig sind?“

„Mehr wohl kaum...“

„Es sollen aber mehr sein! Beter Toscho soll sein Lebtage dran denken, daß er sie beherbergt hat! Sag den Stadtsoldaten, sie sollen alle Stühle und Tische, die im Ort sind, vor dem Rathaus aufstellen. Wir werden den ganzen Marktplatz mit Brettern einzäunen, paßt mal auf, dann haben wir einen Saal, wie ihn selbst eine Stadt wie Prag nicht aufzuweisen hat! ... Und nun los. Wir wollen ihnen entgegengehen.“

Auf dem Bahnhof wehen die Bahnen. Es ist ein Geschrei und Durcheinander, als wäre Markttag.

Der Schnellzug faucht heran. Ein ohrenbetäubender Ruf aus einer Kehle:

„Hurra! Unsere tschechischen Brüder!“

Das Quartett steigt aus. Vier verfrorene schwarze Gestalten.

Allgemeines Staunen, daß es nicht mehr sind...

Der Bürgermeister wadelt vielsagend mit dem Kopf, aber sagt kein Wort. Sicher werden die übrigen mit dem nächsten Zug kommen... Ganzsicher, daß alles vorbereitet ist. Bis Abend

kann man eventuell noch einen ganzen Ochsen braten, und das übrige ist leicht zu beschaffen.

Aber der Tag wartet nicht. Er fliehet dahin, wie ein Viehbach, der den Abhang herunterstürzt.

Der Abend ist da. Die tschechischen Musikanten haben ihr Programm heruntergespielt, Mozart, Beethoven, Dvořák.

„Was sind das für Namen?“ Der Bürgermeister ist ein bißchen ärgerlich. Er streckt den Hals aus, als hätte er eine schwere anstrengende Arbeit zu verrichten...

„O du meine Güte — wann wird das zu Ende sein!“

Er ist schläfrig, die Augen fallen ihm fast zu, aber der Beifall ist wie Donnergebrüll. Er springt auf, dehnt seine Glieder, klatscht ebenfalls laut in die Hände und denkt sich erleichtert:

„Zu Ende...“

Er geleitet die Gäste, damit sie sich nicht im Dunkeln verlaufen. Einige fünfzig Schritte, und sie sind schon an Ort und Stelle. Der Marktplatz ist ganz mit Buchsbaum und Farnen ausgestattet. Lampions schaukeln an Seilen. Essen, Trinken, Lärm — alles ist da. Die Tische sind aneinandergeschoben. Sie bilden einen geschlossenen Kreis. In der Mitte hängen die fetten Braten am Spieß über dem Kohlenfeuer. Neben dem Feuer sitzt eine Zigeunerkapelle. Die Musik dröhnt, daß die Erde erzittert. Die Tische jodeln und liebäugeln mit den Musikantinnen, die nur auf ein Zeichen des Bürgermeisters warten, dann geht der Tanz los. Ein farbiges Bild entfaltet sich wie ein Schwarm von bunten Schmetterlingen. Rote und blaue Seide, dazu die leuchtenden Augen wie glühende Kohlen.

Es ist an Mitternacht. Der Mond neigt sich, als wolle er die Schatten, die uns Feuer buschen, genauer betrachten...

Die Gäste sind vergnügter Stimmung, wie beim Hochzeitsmahls. Der Wein hat allen die Junge gelöst.

Da schlägt der Bürgermeister auf den Tisch und läßt sich dröhnend also vernehmen:

„Willkommen, Brüder Tschechen! Schönen Dank, daß ihr unser gedacht habt. Es lohnt schon, daß ihr gekommen seid. Zwar der Weg ist weit zu uns, aber wenn ihr die ganze Welt umfahrt, einen Bürgermeister wie Beter Toscho, genannt Prepečenac, findet ihr nimmer. Und solche Truthähne, Enten und Hühner habt ihr Euer Lebtage noch nicht gegessen. Ich füttere sie auch mit Mais und Weizenkorn! Eßt und trinkt, was die Kehle hält! Und wenn ihr dreißig ein ganzes Jahr hier sauft — meinen Keller werdet ihr nicht leer trinken! Ich habe drei mächtige Kässer voll Wein. Ein ganzes Regiment könnte ich darin unterbringen, so breit und tief sind sie. Von den übrigen Kässern, Bottichen und anderen Gefäßen gar nicht zu reden! Von dem scharfen Brantwein hab ich allein so viel wie Taufwasser! Alles ist im Ueberfluß da — nur ihr seid zu wenig! Musiziert habt ihr wacker, aber unsere Zigeuner verstehen besser! Ich will euch damit nicht beirüben, Gott



Meine Herren — —



dies Glas — —



Leeren wir bis zum Boden.

behüte, aber ich sage euch das, damit ihr wißt, ich verstehe auch was vom Geigenspiel! Ihr macht nicht genug Geräusch — das ist es! Euer Spiel ist so dünn, so geziert und zaghaft und jammern im Ton, wie die Vulgarenlieder! Da, seht euch unsern Janosch an, wenn der den Bogen ansetzt, springt mir das Herz in der Brust! Nein, ich will euch nicht tadeln. Ihr versteht auch etwas von eurer Kunst. Brava Kerle seid ihr, aber ihr seid zu wenig! Ein andermal wenn ihr wiederkommt, müßt ihr mehr sein. Es können ruhig auch Gesellen mit drunter sein — Gesellen sind auch Menschen! Paßt mal auf, wie unserem Janosch die Augen übergehen werden, wenn er euch zählt! Habt ihr mich verstanden, Brüder Tschechen? Nein, laßt euch nicht unterliegen, betrübt ihn meinetwegen nach Strich und Faden, daß seine ganze Sippchaft sich im Grabe herumdreht! Ich verstehe was! Ihr müßt euch auch mal belehren lassen! ... Und spart mir nur nicht zu sehr. Schafft euch ruhig noch zwei, drei Pauken an, für die Kosten werden wir schon aufkommen. Wir sind ja Brüder! Zivio!“

Man feierte sie und lieb sie hochleben bis in den Morgen hinein. Janosch plakt alle Saiten bis auf eine, die dünnste, und mit der rührte er den Bürgermeister zu Tränen. Immer wieder mußte er die Musikanten vom „Tschechischen Quartett“ umarmen und an sein Herz drücken. Er hätte sein väterliches Haus niederreißen mögen — nur ihnen zu Gefallen! Alles wollte er ihnen schenken: Hundertkronennoten, Pferde und kostbare goldbeschlagene Klinten... Sie sollten selbst sagen, was sie sich wünschten! Alles war ihm recht. Nur über eins kam er nicht hinweg: daß sie so wenig waren...

„Vier Leutchen! Schämen sollt ihr euch! Bierzig müßt ihr sein! Dann spannten wir die Bagen an und führen durch Dörfer und Städte bis nach Belgrad! Von dort könnt ihr dann leicht die Donau runter fahren nach Budapest und Wien...!“

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Tschechischen von W. S. Lamm.)

Das Wiedersehen

Von Ernst Robert

Die ganze Klasse hatte sich versammelt. Nur drei fehlten noch. Der Fredi Wilram, der Otto Nödel und der Verthold Weber. „Weber konnte nie pünktlich sein“, meinte Herr Ministerialrat Reichmann, „trotzdem er Pastor werden wollte. Ob er es wohl geworden ist? Ich geh doch jeden Sonntag in die Kirche, aber ich kann mich nicht erinnern, ihn irgendwo auf der Kanzel erblickt zu haben.“ — „Ich auch nicht“, meinte des Ministerialrats Nachbar auf der Schulbank, ein dicker, behäbiger Anwalt mit beglühender Glaze. „Am übrigen, lieber Freund, finden Sie nicht, daß es sich auf diesen Bänken schenkelig stift? Man ist halt hinausgewachsen.“ — Er sog melancholisch an seiner dicken Zigarre. Eigentlich hatte der Rechtsanwalt Scheurecht nichts übrig für Sentimentalitäten. Das verbot ihm sein Beruf, der höchstens falsches Pathos gestattete. Aber dies da — das ging ihm doch an die Nieren. Solch Wiedersehen nach, nein, sagen wir nicht, nach wieviel Jahren. Muß denn gleich jeder wissen, wie alt wir sind? Wen geht das nichts an?

Eine Materidee. Eine ausgesprochene Professoren-Idee. Sah ihrem Klassenlehrer ähnlich, die ehemaligen Schüler zu einer Wiedersehensfeier einzuladen. In die alte Schule, in die alte Klasse, auf die alten Bänke. Aber keiner, bis auf die noch fehlenden drei, hatte die Einladung abgelehnt. Nun standen sie herum oder saßen zum Spaß, wie der Ministerialrat Reichmann und der Rechtsanwalt Scheurecht, auf den Schulbänken.

Die meisten — stattliche Herren mit schöner Karriere. Bankdirektoren, Ärzte, mehr oder weniger berühmte, arrivierte Schriftsteller, Herren der Industrie, Sängler, Schauspieler, ein jeder hatte es verstanden, mit seinem Pfund zu wuchern. Das Resultat waren ansehnliche Bankkonten, gewölbte Leiber und alkoholfreudig gerötete Gesichter.

Jetzt trat der Professor Wiesenleber herein und begrüßte die einstigen Mägen mit herzlichen Händeschütteln. „Lieber Herr Professor!“ — „Mein lieber Herr Ministerialrat!“ — „Nächstens wird ja mein Sohn in Ihre Klasse kommen.“ — „Wirklich, Herr Generaldirektor? Mein, was für eine Freude.“ Und dem weißhaarigen, schon etwas zittrigen Professor Wiesenleber liefen wiederholt die Tropfen von der Nase in den Bart. Er hatte sie — vor Nahrung natürlich — vergessen, rechtzeitig abzuwischen.

Der Professor sah sich um. „Sind all meine früheren Schüler schon versammelt?“ Rechtsanwalt Scheurecht hatte die Erinnerung überwältigt. Er sprang in der Bank hoch, mit ausgestrecktem Finger. „Nein, Herr Professor“, rief er, „der Wilram ist noch nicht da. Und der Nödel und der Weber.“ Seine Stimme klang nach Rehen. Das hatte er einstmal gern getan. Dem Ministerialrat fiel es auch in diesem Augenblick ein, und er streifte Scheurecht finster. „Sonderbar“, Wiesenleber schüttelte das weiße Haupt. „Wilram, mein Primus. Mein bester Schüler und unpünktlich!“

Die Tür öffnete sich. Ein Mann trat in das Klassenzimmer, die Kleider ärmlich, man hätte ruhig sagen können, „zerlumpt“; ohne Handschuhe, die Hände blaugefroren, obwohl es in Wien schon seit Tagen mehr als sieben Grad Kälte gab. Der Mann nahm sein jähbiges Hütchen ab. „Guten Abend“, sagte er bescheiden, blies an der Tür stehen und drehte nervös die verfrorenen Hände. — „Wer sind Sie?“ fragte

der Generaldirektor streng, „gebetelt wird nicht. Ich bin im „Verein gegen Bettel.“ In unserem Staat geht es allen gut. Sie sind wohl arbeitsscheu? Ueberhaupt, was wollen Sie hier?“

Der Mann zog sich, soweit das möglich war, noch mehr an die Tür und in sich selbst zurück. „Ich heiße Fredi Wilram. Ich bin der Primus.“ Die anderen starrten ihn an, argenlos verwundert. Dem Professor fiel schon wieder ein Tröpfchen aus der Nase. Diesmal — zum Glück — mitten in den Spudnapf. „Wilram“, stotterte er schließlich, „mein Primus, was ist Ihnen denn geschehen, daß Sie so — so —“ Er stodte. Würte nicht weiter.

Der Primus antwortete. „Weiß schon, was Sie meinen, Herr Professor. Ich bin halt arbeitslos. Dös ist alles. Schon lange. Abgebaut vor zwei Jahren. Dann sieht man so aus. Ueber die Einladung hab ich mich wirklich sehr gefreut. Ich danke Ihnen. Das macht einem doch Freude, nach so vielen Jahren seinen Lehrer und seine Klassenkameraden wiederzusehen.“ Die Befangenheit des Primus Wilram verlor sich. Neugierig musterte er die ehemaligen Mitschüler. „Gut schaut ihr aus, habt mehr Glück gehabt als ich. Trotzdem ich der Primus war. Komisch, das hat mir später gar nichts genützt. Müßig wissen, was aus dem Nödel geworden ist, der immer der Dümmsie war. Wo ist denn der Nödel?“

Schließlich sagte irgendeiner in das eisige Schweigen: „Der Nödel fehlt noch.“ Und — gleichsam pflichtschuldigst: „Auch der Weber.“ „Auch der Weber. Da leg bi nieder. Na ja, der kommt nie zur rechten Zeit kommen.“ Er wollte noch etwas hinzufügen, aber da öffnete sich die Tür von neuem. Es war nicht angeklopft worden. Ein Herr stand da — man konnte diesmal nicht sagen, ein Mann. Es war schlechtweg ein Herr. Die Personifikation des „Herrn“. Wie ihn sich kleine, schlecht bezahlte Ladenmädchen vorstellen. Und wie man sie ihnen im Kino serviert.

Der Herr trug einen Sealsack — wohl bemerkt nicht Seal-Elektrok — Lackstiefel, helle Lederhandschuhe mit dicken schwarzen Naupen, von der spiegelblanken Glaze nahm er einer ebenso spiegelblanken Zylinder, über dem Arm hing ihm ein Vanbusstod mit dicker silberner Krüde.

„Grüß euch Gott, alle miteinander“, rief er fröhlich und lachte dazu, als habe er eben den besten Witz gemacht. „Was schaut ihr mich so an, ihr Lausbuben? Ha, ha, ha. Kennt ihr denn euren guten, alten Nödel nicht mehr, das stadtbekanntes Kaulier? Na ja, bin schließlich erst vor drei Monaten nach Wien zurückgekommen. Lebe nämlich in Amerika. In Chicago, jawohl. Büchsenfleisch“, er klopfte sich auf die festen Lenden „alles Büchsenfleisch. Jetzt hab ich mal Sehnsucht gekriegt nach Austria. Home, sweet home. So heißt doch der Schlag. Well, Kinder, laßt euch mal ansehen. Heiliges Kreuzifix, daß ist doch der Scheurecht! Manderl, du bist aber dick geworden — look here, dagegen bin ich der reinste Waisenknaub.“ Dröhnend schlug er dem Zusammenzuckenden auf die Schulter. Redete weiter, sah sich um, entdeckte den Zerlumpten, erkannte ihn trotzdem sofort. „Wilram, der Primus. Nel möglich. Dös ist ja — ha, ha, ha“, er lachte noch lauter, „so endet man, wenn man als Primus angefangen hat. Ich war immer der Dümmsie.“ Listig zuckten seine in behagliche Fettpolster eingebetteten Augenlein. „Aber nur

in der Schule. Nachher hab ich's ihnen gezeigt. Heiliges Kreuzifix.“

Der Professor versuchte der Szene ein Ende zu machen. Er sagte in strengem Ton, als habe er wieder seinen unbegabtesten Schüler vor sich: „Sehen, Nödel. Genug der Worie. Jetzt muß noch der Schüler Verthold Weber kommen. Dann sind wir vollzählig.“ Doch der Schüler Verthold Weber kam nicht.

Statt dessen brachte der Pedell einen Eilboten-Brief. Kopfschüttelnd betrachtete der greise Professor Wiesenleber den Stempel. „Gefängnisverwaltung.“ Seit wann wechselt ein ehrwürdiger und betagter Professor Briefe mit dem Gefängnis? „Entschuldigt, meine lieben Schüler“, sagte er selbstvergeben, „ich will da nur den Brief lesen.“ Wiesenleber öffnete das Kuvert. Da stand auf dem Briefbogen als Absender, groß, deutlich, kein Irrtum war denkbar — Verthold Weber. „Der Weber“, rief er entsezt, „der Weber schreibt mir. Aus dem Gefängnis.“

„Vorlesen, Herr Professor“, jährien die einstufigen Schüler mit einem Eifer, den sie früher oft nicht besessen hatten, „vorlesen.“ Und ihr Lehrer las mit lauter, nur manchmal stodender Stimme:

„Hochverehrter Herr Professor!
Meine lieben ehemaligen Mitschüler!
Leider ist es mir nicht vergönnt, an der Wiedersehensfeier unserer Klasse teilzunehmen. Ich hatte mich sehr darauf gefreut. Zu gern wollte ich wissen, wie es Euch allen im Leben ergangen und was aus Euch geworden ist. Wie ich Euch kenne, seid Ihr doch gewiß unter jedem Regime treue und zuverlässige Staatsbürger gewesen. Denn Ihr wart ja auch den Lehrern immer gehoramt. Was mich betrifft, so hatte ich in meiner Jugend die Absicht — vielleicht erinnert Ihr Euch noch — Geistlicher zu werden und Gott zu dienen. Als ich reifer wurde, kam ich zu der Ueberzeugung, daß es besser sei, zuerst den Menschen zu helfen. Deshalb hat mich das System, das wiederum nur Gott dienen will, eingeverrt. Ich siße zur Zeit in den Schulschnitzwerkern und werde voraussichtlich wohl noch eine Weile dort bleiben müssen. Daher entschuldiget mein Fehlen heute abends.“

Es herrschte betretenes Schweigen. Ein Vermutstropfen war in die Feier des Wiedersehens gefallen.

Heiteres

„Ihr Mann spricht immer im Schlaf, Frau Professor? Da müssen Sie doch alle seine Geheimmisse wissen!“ — „Leider nicht, er spricht immer griechisch!“

„Wieviel kostet das Bügeln eines Auges?“ fragte ein Schotte. — „Fünf Schilling!“ — „Dann bügeln Sie mir, bitte, nur die Vorderseite für zweieinhalb Schilling! Ich will mich nämlich photographieren lassen.“

Alpinist: „Morgen habe ich vor, den Gipfel zu besteigen. Was für Vorbereitungen muß ich da treffen?“ — Hotelier: „Bezahlen Sie Ihre Rechnung im voraus, mein Herr!“

„Hast du schon gehört? Fred hat sich eine Farbenvergiftung zugezogen!“ — „Woher hat er die denn?“ — „Er hat seine Braut geküßt!“

Herzmine: „Lieben Sie gute Musik?“ — Bill: „Ja — aber Sie können ruhig weiter spielen!“